

dot
books

ELIZABETH PETERS

EIN PREISGEKRÖNTER MORD

KRIMINALROMAN



Ein Fall für Jacqueline Kirby

Jacqueline wartete. Einen Augenblick später meinte Valerie-Jean: »Wenn ich dir sage, daß du verschwinden sollst, machst du das. Nicht wahr?«

»Selbstverständlich.«

»Aber ich würde mich gern mit dir unterhalten. O Gott, ich muß unbedingt mit einem Menschen reden.«

»Schön.«

»Aber nicht hier. Ich muß irgendeinem entsetzlichen Vortrag beiwohnen.«

»Dann mach einen Vorschlag.«

»Nach dem Vortrag. Wir treffen uns ... o Gott!« Mit einem Aufschrei wandte sie sich ab und stürmte auf ihren viel zu hohen Absätzen davon.

Jacqueline drehte sich um, um den Auslöser ihres überstürzten Aufbruchs in Erfahrung zu bringen.

Eine Frau im abgetragenen Tweedkostüm stand in ihrer Nähe. Sie war eine beeindruckende Erscheinung – groß und kräftig, mit grimmigen Gesichtszügen und den Anzeichen eines Damenbarts –, doch ihr drohend gezückter Filzstift schien sicherlich nicht so furchteinflößend, daß er Jean in die Flucht geschlagen hätte. Dann fiel es Jacqueline schlagartig ein. Die Schultertasche der Frau war ebenso groß wie die ihre, und sie nahm gerade ein Notizbuch heraus. »Journalistin« hätte ihr auf die Stirn geschrieben sein können.

»Welche Valerie sind Sie denn?« wollte die schnurrbärtige Dame wissen und deutete mit dem Stift auf Jacqueline.

»Bislang noch gar keine. Wenn ich einen Roman schreibe, beabsichtige ich, mich Valerie von Hentzau zu nennen.«

»Nicht übel.« Die Frau bleckte ihre Zähne. »Dann ist Ihr Namensschild ...«

»Ich habe gelogen.«

»Korrekt.«

Jacqueline betrachtete das Namensschild ihres Gegenübers. Zum ersten Mal kam ihr ein Name bekannt vor. »D. Duberstein. Sind Sie Dubretta Duberstein? Die Kolumnistin?«

»So nennt man mich unter anderem auch.« Dubrettas scharfe dunkle Augen taxierten suchend die Umgebung ab. »Haben Sie nicht eben mit Valerie Vanderbilt gesprochen?«

»Ich bin ein großer Fan von ihr«, murmelte Jacqueline.

»Ach, tatsächlich? Wie lustig. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, schienen Sie sie eher eines Verbrechens bezichtigt zu haben.«

»Sie scheint ziemlich schüchtern zu sein.«

»Sie verbirgt irgend etwas. Das können Sie mir glauben. Ich frage mich ...«

Jacqueline lief neben ihr her und versuchte, sich ihr in den Weg zu stellen. »Ich bin auch ein Fan von Ihnen«, sagte sie. »Ich lese Ihre Kolumne.«

»Wie oft?«

»Alle Jubeljahre einmal.«

»Das habe ich mir gedacht.« Die andere Frau lachte laut und herzlich. »Sie wirken viel zu intelligent, als daß Sie auf meinen Blödsinn reinfielen.«

»Ich erinnere mich an einen Fall, den Sie aufdeckten«, sagte Jacqueline. »Liegt schon einige Jahre zurück. Sexuelle Belästigung im Bürgermeisteramt.«

»Ach, diese Geschichte. Dafür hätte man mich beinahe gefeuert. Meine Leser erwarten

Skandalgeschichten von Prominenten.«

»Es war eine hervorragende Serie. Man hätte Sie für einen Pulitzer nominieren sollen.«

Dubrettas Gesichtszüge schienen nicht für sanftere Empfindungen geschaffen zu sein, und der jahrelange Zynismus in ihrem Job hatte sie noch mehr verhärtet, doch der Blick, den sie Jacqueline zuwarf, berührte diese tief. Voller Stolz, Dankbarkeit und Zuneigung verzog sie ihre Mundwinkel zu einem angedeuteten Lächeln, meinte dann jedoch schroff »An welchem Vortrag nehmen Sie teil?«

»An dem über Werbemaßnahmen. Er verspricht mir der interessanteste zu werden.«

»Wieder korrekt.« Sie marschierten nebeneinander her. Einen Augenblick später fragte Dubretta: »Was machen Sie eigentlich hier? Ganz inoffiziell, ich bin einfach nur neugierig.«

Jacqueline wußte, daß die Erklärung »inoffiziell« nichts zu sagen hatte, andererseits war sie viel zu unbedeutend, um in einer von Dubrettas Kolumnen Erwähnung zu finden. Leider. Die Kolumne wurde im konservativen Coldwater als skandalös und geistlos eingestuft, aber trotzdem von den gebildeten Bürgern heimlich verschlungen. Es hätte Jacqueline diebischen Spaß bereitet, darin aufzutauchen.

»Ich bin Bibliothekarin«, erklärte sie. »Ich wollte unbedingt nach New York reisen und brauchte deshalb einen dienstlichen Grund.«

Sie folgten den letzten Gästen aus dem Speisesaal. »Ich muß meine Nase pudern«, sagte Jacqueline. »Vielleicht sehen wir uns irgendwann einmal wieder, wenn das hier alles vorüber ist.«

Dubretta grinste. »Ich halte Ihnen einen Platz frei.«

»Sie vergeuden nur Ihre Zeit, Dubretta. Ich würde niemals etwas über Valerie Vanderbilt preisgeben. Keine zehn Pferde würden etwas aus mir herausbringen.«

Sie und Dubretta trennten sich mit dem Ausdruck beiderseitiger Wertschätzung.

Jacqueline puderte tatsächlich ihre Nase, als sie bemerkte, daß eines der sie umgebenden Gesichter sie anstarrte. Dabei handelte es sich allerdings keineswegs um eine weitere Erscheinung aus ihrer Vergangenheit; das Gesicht war so jung, um das ihrer Tochter oder sogar Enkelin (Jacqueline seufzte) sein zu können, schätzungsweise Jahrgang ... Sie zwang sich, nicht weiter darüber nachzudenken.

Das Mädchen hätte keine sympathische Enkelin abgegeben. Eine dicke Schicht Make-up vermochte die Narben und Pickel nicht abzudecken, und der dilettantisch aufgetragene, knallige Lidschatten vermittelte den Eindruck, als habe sie eine Faust aufs Auge bekommen. Ihre kleinen Augen, die rundlichen Wangen und die Knollennase erinnerten Jacqueline an ein Hausschwein namens Hammerhead Jones, das sie einmal gekannt hatte. Mr. Jones hatte Hammerhead – sehr zur Freude seiner Freunde und Nachbarn – im letzten Februar zu Koteletts verarbeitet.

Jacqueline wandte sich vom Spiegel ab und stand dieser Erscheinung direkt gegenüber. Sie trat zur Seite. Das Mädchen ebenfalls. Sie war genauso groß wie Jacqueline, nur erheblich breiter. Ihr Kleid kaschierte ihre Leibesfülle nicht, obwohl es recht hübsch war und teuer aussah. Pinkfarbene Tupfen auf Schweizer Batist, der meterweise an eine gerüschte Schulterpasse angekräuselt war, und Puffärmel so groß wie Luftballons.

»Ja?« fragte Jacqueline.

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Kenne ich Sie?«

»Ich bin Laurie Schellhammer.«

»Was für ein Zufall«, sagte Jacqueline und dachte dabei an Hammerhead.

»Wie bitte?«

»Nichts für ungut.« Das Namensschild des Mädchens war weiß. »Wenn Sie zu der Fangemeinde zählen, bin ich nicht der richtige Ansprechpartner für Sie. Ich zähle nicht zu den Valeries.«

»Das weiß ich.« Laurie blickte sie verächtlich an. »Ich bin Laurie Schellhammer, Präsidentin der Valentine-Verehrerinnen von Amerika. Ich kenne alle großen Autorennamen.«

»Was wollen Sie von mir, Laurie Schellhammer?«

»Sind Sie eine neue Autorin?«

»Nein.«

Als Jacqueline sich an ihr vorbeizwängen wollte, hielt Laurie sie fest. »Hören Sie mir zu, ich kenne Sie nicht, also gehe ich davon aus, daß Sie neu in diesem Geschäft sind. Ich möchte Sie warnen. Halten Sie sich von dieser Frau fern. Sie wird Sie ausfragen wollen. Sie versucht, alle Autoren schlechtzumachen. Insbesondere Valentine.«

»Welche Frau?«

»Die Duberstein«, zischte Laurie angewidert. »Sie ist ein Biest. Ein hinterhältiges, schmieriges Biest. Haben Sie nicht gelesen, was sie gestern über Valentine geschrieben hat? Großer Gott, das war so billig ...«

»Ich meine mich zu erinnern«, sagte Jacqueline. Dann griff sie in ihre Handtasche und reichte Laurie ein Papiertaschentuch. »Hier. Sie übertreiben.«

Automatisch fuhr sich das Mädchen mit dem Tuch über die Schweißperlen, die sich auf ihrem Gesicht gebildet hatten. »Gott, ich hasse diese Frau. Halten Sie sich von ihr fern. Sie wird Sie verreißen. Genauso, wie sie es mit Valentine versucht. Aber das werde ich nicht zulassen. Ich werde sie schon kleinkriegen. Ich werde nicht zulassen, daß sie ...«

Jacqueline ließ die fluchende Laurie stehen und flüchtete.

Der Vortragssaal war überfüllt, doch Dubretta hatte nach Jacqueline Ausschau gehalten und deutete auf den für sie reservierten Platz.

»Ist das nicht lustig?« fragte sie süffisant.

»Ich amüsiere mich hervorragend«, erwiderte Jacqueline.

»Dann haben Sie eine Schwäche für Verrückte.«

»Hab' ich – falls Sie damit Leute mit ungewöhnlichen Ansichten über ungewöhnliche Themen meinen. Das finde ich wesentlich interessanter als die sogenannten normalen Menschen.«

»Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen ein paar von den verrückteren Typen«, bemerkte Dubretta.

»Das wäre schön. Ich kann mir nur nicht vorstellen, weshalb Sie so nett zu einer so überaus unwichtigen Person wie mir sind.«

»Wirklich nicht?« Sie lächelten sich an, dann wurde Dubretta wieder ernst. »Um ehrlich zu sein, es ist entspannend, mit einem unbeteiligten Außenstehenden zu plaudern – jemand,

der keine Scharte auszuwetzen hat und darüber hinaus über einen annehmbaren IQ verfügt.«

»Nur weiter so, Dubretta. Ich schätze Komplimente.« Trotzdem hatte Jacqueline das Gefühl, daß es die Kolumnistin in gewisser Weise ernst meinte. Das Werk einer Autorin mit Lob zu überschütten ist der sicherste Weg zu ihrem Herzen und ein Beweis für überragende Intelligenz.

Vortragende und Gäste nahmen ihre Plätze ein. Dubretta hielt ihr Versprechen und wies auf die Wichtigeren unter ihnen hin. Die weißhaarige Dame in den Achtzigern, die sich unsicheren Schrittes auf einen Stock stützte, war Rosemary Radley, Autorin des Titels *Süße sinnliche Sechzehn*. Der schlurfende Klotz von einem Mann mit Bauchansatz und Affenarmen war Amber Graustark, Autor der siebzehnbändigen De-Toqueville-Saga, welche jene fiktive, vom Schicksal gebeutelte Familie vom mittelalterlichen England bis ins Mexiko des 19. Jahrhunderts begleitete.

»Amber?« wiederholte Jacqueline.

»Einige der Top-Autoren dieses Genres sind Männer«, fügte Dubretta zynisch hinzu. »Das hier ist einer der wenigen Jobs, in denen das männliche Geschlecht eindeutig benachteiligt ist. Das Lesepublikum ist zu achtundneunzig Prozent weiblich, und die Verleger denken, daß sie von Frauen geschriebene Bücher vorziehen.«

»Und was ist mit ihm?« Jacqueline deutete auf den brustbehaarten Adonis.

»Von Damm? Er ist eine von Hatties Superideen«, fuhr Dubretta widerwillig fort. »Sie hatte sich überlegt, daß ein gutaussehender, erotisch anziehender Mann gut ankommen würde, und voll ins Schwarze getroffen. Sein richtiger Name lautet Joe Kirby. He – Sie sind doch nicht zufällig mit ihm verwandt, oder?«

»Nein. Ob Sie mir das abnehmen, bleibt Ihnen überlassen.«

»Ich glaube nichts ohne eidesstattliche Erklärung, und selbst dann manchmal nicht.« Dubretta notierte etwas in ihrem Buch. »Joe ist ein arbeitsloser Schauspieler, den Hattie für diese Rolle ausgesucht hat. Seine sogenannten Titel werden von irgendwelchen frustrierten Hausfrauen aus Brooklyn geschrieben.«

Sie machte sich nicht die Mühe, ihre Stimme zu senken, und mehrere vor ihnen sitzende Frauen drehten sich um und starrten sie an. Eine von ihnen meinte in vornehmem Bostoner Tonfall: »Verzeihung, Miss, aber Sie irren sich. Victor kennt das Herz einer Frau wie kaum ein anderer Mann; er schreibt jedes Wort seiner wundervollen Romane selbst.«

Dubrettas Gesicht verzog sich zu einem breiten froschartigen Grinsen. Dann sagte sie an Jacqueline gerichtet: »Können Sie sich ein Bild machen?«

»Ja, so langsam fange ich an«, erwiderte Jacqueline fasziniert.

Hattie stürmte auf die Rednertribüne und nahm ihren Platz hinter dem Podium ein. Die Unterhaltung erstarb. Dubretta wühlte in ihrer Jackentasche. »Wo zum Teufel habe ich bloß meine Zigaretten?«

Ihre Suche brachte eine Flut unterschiedlichster Dinge zutage – zerknüllte Papiertücher, Kreditkarten, Coupons für Kaffee und Seife sowie ein pinkfarbenedes, herzförmiges Namensschild. Jacqueline beugte sich vor, um die heruntergefallenen Sachen aufzuheben. Während sie sie ihrer Besitzerin zurückgab, fiel ihr Blick auf das Namensschild. Es war nicht, wie sie zunächst annahm, irrtümlich verloren worden. Mitten auf die Fläche hatte

jemand eine Mitteilung gekritzelt.

»Hör auf; du hinterhältiges Biest, oder es wird dir noch leid tun.« Das hinzugefügte Zeichen war ebenso schlecht gezeichnet wie das Valentine-Verehrerinnen-Logo. Es sollte vielleicht ein Kreuz darstellen. Jacqueline war sich allerdings nicht sicher.